

*„Es war doch nicht so gemeint...“*

*– von der Kunst diskriminierungskritisch zu werden*

Rassismus ist ein Thema, das ich zwar schon immer als gesamtgesellschaftliches, aber tatsächlich nicht als persönliches Problem wahrgenommen habe. Ich habe schließlich als Jugendliche bei jeder Lichterkette gegen rechts mitgemacht, die es in unserem Umkreis gab, meinen Taschenrechner ziert bis heute ein Aufkleber „gegen rechts“, in meiner Familie gab es heftigste Diskussionen um die richtige Wortwahl, unzählige Auseinandersetzungen zum Thema Menschenbilder und ich empfinde mich selber als aufgeschlossen und so versuche ich auch meine Kinder zu erziehen.

Rassismus manifestierte sich für mich lange ausschließlich in offensichtlichen Angriffen in verbaler oder physischer Form. Damit war ich fein raus; damit war ich selbstverständlich alles, aber keine Rassistin!! Ein gutes Gefühl.

Nun stehe ich vor der Aufgabe, mein Selbstbild diesbezüglich einzureißen und mich selbst neu zu definieren. Was ist schon schlimm an der Frage „Woher kommst du“? Wieso soll ich nicht nach dem kulturellen Hintergrund fragen dürfen? Was, wenn ich mich ehrlich dafür interessiere, eben weil ich so ein weltoffener Mensch bin? Was aber, wenn genau das mein Gegenüber immer und immer wieder daran erinnert, dass es als nicht zugehörig wahrgenommen wird; als jemand, der offensichtlich nicht „deutsch“ genug aussieht, um sich nicht ständig rechtfertigen zu müssen, warum er/sie so gut deutsch spricht – obwohl er/sie doch hier geboren ist und seine Wurzeln, seine Freunde, seine Familie hier hat. Was, wenn *Weißer* für bestimmte Dinge/Frisuren/Musikrichtungen Applaus ernten, Schwarze aber eher das Gegenteil?

Rassismus hat mir bei genauer Betrachtung durchaus mehr beigebracht, als ich möchte. Er hat mir beigebracht, dass es Unterschiede zwischen Menschen gibt. Er hat mir beigebracht, dass ich mir keinerlei Gedanken darüber gemacht habe, ob alle Menschen gleichermaßen repräsentiert werden. Er hat mir beigebracht, Vieles nicht zu hinterfragen. Er hat mir beigebracht, Menschen zu stereotypisieren.

Über die Diskussion, ob Rassismus existiert oder nicht, sind wir hinaus. Aber leider noch nicht darüber, uns die Verantwortung für dessen Reproduktion einzugestehen. Wo Rassismus reproduziert wird? In den gesellschaftlichen Strukturen, in den Denkmustern jedes Einzelnen von uns *weiß* sozialisierten Menschen. Wir sind alle Teil einer rassismusrelevanten Struktur.

Jedes Kleinreden von Rassismus, jedes Negieren von Verantwortung ist eine verpasste Chance. Wollen wir für unsere Kinder ein Stück mehr Gleichberechtigung in alle Richtungen, dann dürfen auch oder gerade wir *Weißer* das Thema Rassismus nicht ignorieren – auch wenn wir uns das leisten könnten, denn wir können uns aussuchen, ob und wann wir uns mit der Thematik auseinandersetzen wollen. Oder eben auch nicht. Von Verdrängung ist aber noch nie etwas besser geworden.

Das Fach Sozialpsychologie ist ein äußerst spannendes Fach, das viel Platz für Diskussionen bietet. Wahrscheinlich mag ich es deshalb so gerne – ich diskutiere gerne und höre mir gerne andere Perspektiven an. Zum Thema Rassismus fühlte ich mich halbwegs sicher – hatte ich mich doch ausführlich mit Vorurteilen und Diskriminierung beschäftigt. Auch mit meinen eigenen Vorurteilen, und ja, von diesen Schubladen habe ich einige. Dementsprechend fühlte ich mich auch dem Thema Rassismus gegenüber gewappnet.

Rückblickend – oder auch mitten im Prozess – muss ich sagen: Das war ziemlich naiv gedacht. Für mich als *weiße* Pädagogin ohne eigene Rassismuserfahrung stellt sich die Auseinandersetzung mit dem Thema als äußerst unbequem heraus. Je mehr ich mich bemühe, mich korrekt zu verhalten, desto mehr wird mir klar, dass aus den Fettnäpfchen ganze Fettwanne werden können, die das Wort eigentlich schon gar nicht mehr verdienen. Die Sprache, die ich benutze, die Denkmuster, die ich habe – beide bergen ein enormes Verletzungspotential. Auch wenn es nicht um Schuldzuweisungen gehen sollte: Ich bin als *Weißer* Teil des „Problems“, ich habe *weiße* Privilegien, über die ich mir noch nie richtig Gedanken gemacht habe, denn ich kann es mir wirklich aussuchen, wann und wo ich mich mit Rassismus auseinandersetze. Mir tut jede Situation leid, in der ich Schüler:innen verletzt oder in prekäre Situationen gebracht habe, weil ich situativ unbedacht gehandelt und ihn/sie damit getriggert oder sogar gekränkt habe. Sie dürfen durchaus von einer Lehrkraft erwarten, dass sie Rassismuskritik als Professionskompetenz ansieht und hier achtsam agiert – dem bin ich bislang nicht immer gerecht geworden, aber ich bin lernfähig.

Lange habe ich überlegt, ob ich als *weiße* Pädagogin das Thema Rassismus auch weiterhin im Unterricht behandeln möchte. Ein Teil von mir schreit nein, das ist anstrengend; es bringt unter Umständen Schüler:innen und mich in unangenehme Situationen; was ist, wenn ich im Laufe einer Diskussion in Schemata zurückfalle, die Rassismus reproduzieren? Darf ich das überhaupt, so ganz ohne eigene Erfahrungen? Aber liegt es nicht auch in der Aufgabe von Pädagog:innen, mit alten Traditionen zu brechen? Darf ich mich aus Angst oder Bequemlichkeit zurücklehnen und meine Verantwortung dafür einfach weiterschieben? Das Thema ist emotional, es geht an die Substanz, es tut weh – nicht nur denen, die ich verletze, auch mir, wenn ich einräumen muss, dass ich wieder einmal zu *weiß* gedacht habe. Rassismus ist ein kollektives Problem, nicht das einzelner Menschen oder Gruppen. Rassismus beginnt im Kopf, Rassismus beginnt damit, dass wir Personen als fremd wahrnehmen, nur weil sie nicht *weiß* sind. Rassismus ist ein über Jahrhunderte gewachsenes Konstrukt, das Zugänge gewährt oder Zugänge verweigert. Rassismus basiert auf einer Phantasie. Und in diesem Sinne geht es vielleicht gar nicht darum, eigenen Erfahrungen gemacht haben zu müssen, sondern darum, über den Ursprung und die Auswirkungen zu sprechen, um die Phantasie vom Rassismus langfristig zu dekonstruieren – damit meine ich nicht nur in der Definition, sondern vornehmlich in den Köpfen.

Das Erlernen einer Perspektive, die rassismuskritisch ist, sollte ein Ziel sein – allerdings wird der Weg sehr lang werden und erfordert von uns allen einen offenen Geist, einen konstruktiven Dialog und viel Geduld im tagtäglichen Miteinander.

Sibylle Vonnoe-Reinhardt